Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 26. Bromberg, den 5. Februar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(13. Fortsetzung.)

Jenny rannte, rannte, rannte. Sie merkte nicht, daß Passanten sie anblickten, sich umwandten, ihr nacheilten. Geschrei, Lachen, Zweideutigkeiten — — sie sah und hörte nichts. In der Kärntnerstraße lief sie einem Wachtmann an die breite Brust, der sie festhielt und merkte, daß dieser elegante Frackherr ein Weib sei. Hierin erblickte er eine irgendwie gesetzwidrige Handlungsweise, pfiff einem Auto, packte die ohnmächtige Jenny hinein und fuhr mit ihr zur Polizei.

„Was is'? Samma im Fasching?" fragte sehr übellaunig der Sicherheitskommissarius Steinträger, als er gegen ein Uhr nachts aus tiefem Schlafe geweckt worden war, den er am Schreibtisch geschnarcht hatte. Weiß der Teufel, wie's kam: wenn Steinträger Nachtdienst hatte, passiert allweil a Remasuri! Die Kollegen konnten schlafen — er aber — — Und er sah mißmutig auf das „Früchterl", das da vor ihm zusammengekrümmt in seinem Putz auf dem Stuhl hockte.

„Wo betreten?" fragte er den Wachmann, der neben dem Gefangenen stand und so ernst dreinschaute, als sollte er sofort irgend etwas beschwören. Er berichtete kurz den Sachverhalt.

„Aha! No ja! Alsdann! Nu wiß' ma B'scheid!" behauptete Steinträger der Wahrheit zuwider. Er wußte gar nichts. Außerdem mußte er gähnen.

„Alsdann — wie heißen's nacha — — Inkulpat?"

„Ich — ich — — bi — — ein — ein — Mä — Mädchen!" schluchzte Jenny.

„'is scho recht!" erwiderte etwas weniger brummig der Kommissär, denn schließlich handelte es sich um ein verteufelt hübsches Mädchen, das sicher nur durch einen dummen Zufall in diese Situation geraten war. Aber daß es grad zu nachtschlafender Zeit hatte geschehen müssen! Steinträger wurde wieder grimmig.

„Ihnern Namen will i wiss'n — so fangt's amal an!" schrie er.

Aber Jenny verharrte stumm wie eine geknickte Lilie, die Sturm und Regen schüttelt. Ihren Namen? Sie hatte ja zwei, schwieg also nicht aus Mangel, sondern eher aus Überfluß. Ihre Lage konnte nur schlimmer werden, ob sie sich nun Jenny Wichler oder Frau Generalkonsulin Pasada nennen würde.

„'is scho recht!" brüllte jetzt Steinträger, der seine behördliche Allmacht durch die Renitenz dieses „Mädchens" gefährdet sah, und nahm eine arg ramponierte schief verkohlte Virginia aus einer Aschenschale, die ein Stückchen Handgranate mit der Gravierung „Erinnerung an Görz" darstellte, „'is scho recht!", er rieb ein Zündholz an, „mit solchene Sprüch' wern's ka Glück ham dahier!" Er paffte einen ganzen Gasangriff und wandte sich an den Wachmann, der unentwegt ernste Würde monumentalisierte: „Graflspringer, führens die Versohn nach'n Bertillon — — zum Mess'n und Daumdrucknehma. Nacha wird's g'wasch'n und einkleid't und auf d'Nacht in a Interimszell'n! Morgen in d'r Früh wird's wieder vorg'führt, verstengen's — morgen in d'r Früh! — Ehnder net! Ja net!"

„B'föhl, Herr Kommissär!" salutierte Graflspringer und wandte sich an die heulende Jenny. „Alsdann gehn ma!"

Aber Jenny hatte sich vor dem ingrimmig paffenden Kommissär auf die Erde geworfen: „Herr — Herr Polizeichef — ich — ich bitte — das Ganze ist ja nur ein Mißverständnis — —"

„'is scho recht!" schrie Steinträger. „Wann die Polizei amal aan Richt'gen dewischt hat, nacha soll's a Mißverständnis sein! Gengen's zu, Graflspringer!"

Da klopfte es an der Tür. Ein Beamter trat ein, eine Besuchskarte in der Hand.

„Fixlaudon," erboste sich der Kommissär, „soll man heit gar kaa Ruh net hamm! — Was is?" schrie er den Beamten an.

„Der Herr möcht'n Herrn Kommissär sprech'n!"

„Bin i a Kindesmutter, daß i Tag und Nacht zu sprechen sein muß?" fragte der Kommissär, riß dem Beamten die Karte aus der Hand und warf einen Blick darauf. „Den kenn i gar net!"

„'s wär halt sehr wichtig, sagt er, und er müßt' glei beim Herrn Dezernenten vorstelli' wern, wann ihm der Herr Kommissär net anhör'n tät, sagt er!"

„'is scho recht — dees hab i gar gern — — mit die Burg'setz'n drohn!! — Lassens' sn' eini, den Nachtschwärmer, den —" Und er knallte die Besuchskarte in die „Erinnerung an Görz".

„Verzeih'n, Herr Kommissär, der Herr meint, er laßt 'n Herrn Kommissär bitt'n hinausz'kemma. 's wär sehr diskret —"

„Is scho recht — so hab i's gern, dees Publikum! Allweil sekkiern's ein' bei lebendig'n Leib und nacha noch beschwer'n —" Und er begab sich, kirschrot, mit dem Beamten ins Nebenzimmer.

Die Einzelheiten des Gespräches, das er dort mit dem Herrn aus dem Publikum hatte, interessieren uns nicht. Jedenfalls trat er nach etwa zehn Minuten in bedeutend besserer Laune wieder ein, und ihm folgte auf dem Fuße ein Herr, der uns bereits flüchtig bekannt ist: Herr Direktor Matzikel aus München, der „ehrenvolle Ruf!"

Kaum hatte Jenny ihn erblickt, als sie aufsprang und sich an seine breite Brust flüchtete, die der ebenholzfarbene Vollbart weich polsterte. „Herr Direktor!" schrie sie, „retten Sie mich!"

„Deswegen bin ich ja da, gnädige Frau," beschwichtigte der ehrenvolle Ruf, „ein glücklicher Zufall führte mich heute nach Wien. Der ehrenvolle Ruf des Vorsitzenden unseres österreichischen Fachverbandes. Dies nebenbei. Jedenfalls war ich glücklicherweise Zeuge Ihres kleinen Mißgeschicks und bedauere nur, daß ich nicht früher zur Aufklärung der Behörden" — er verbeugte sich artig gegen Steinträger, der Tränen gähnte — „habe beitragen können!"

„Graflspringer," wandte sich der Kommissär an den Sbirren, der ein Gesicht machte, als sei er im Kino, „dee Versohn is uhnverdächtik. Aemtliches Einschreit'n is net beanzeigt. Der Herr," er deutete auf den ehrenvollen Ruf, „hat alles ausreichend geklärt!"

„Dann darf ich gehen?" fragte Jenny, ungläubig vor Glück.

„Is scho recht," sagte Steinträger beinahe sanft, weil die Unterbrechung der Nachtruhe zu einer besonderen Arbeitsleistung nicht ausgeartet war, „Gengans zu, Frau Generalkonsul, und ziehn's dee Hos'n wieder aus! 's war halt wirklich nura' Mißverständnis!"

„Gnädige Frau!" verneigte sich der ehrenvolle Ruf und reichte Jenny den Arm, während Graflspringer die Tür aufriß und stramm stand. Und dann wandelten beide, der Herr

im Regenmantel und der Herr im Frack Arm in Arm hinaus in die Freiheit.

„Herr Kommissär — — —“ wagte Grasllspringer schüchtern zu melden, „i krieg no vier Schilling fuchz'g Grosch'n für's Auto!“

„Is scho recht,“ bellte Steinträger, „dees geht mi aan Schmarrn an! Berechnens das g'fälligst morgen in der Früh durch 'n Dienstweg mittels Farmalar zwaahundertfuchzehn „Gebührnisse in Ausführung dienstlicher Anweisungen“. Ob's es krieg'n, is fraglich! Mischens Ihnen net so hitzig in Verkehr. Z'weg'n an jeden Spatz'ndreck glei arretier'n und im Auto daherkutsch'n und mitt'n in d'r Nacht a Remasuri mach'n, daß man meint, Sö hamm a sechsfach'n Vattermörder g'fangt — — is schon recht, Grasllspringer, gengans jetzt 'n auña. I wer schaun, was wird mit die vier Schilling fuchz'g Grosch'n — — aber morgen in der Früh — — auf'm Dienstweg — — hahahaha!“ Er gähnte so melodisch, wie Hindemith es nicht besser instrumentieren konnte.

8.

In dem grünen Wagen an der Seite des ehrenvollen Rufes, eingehüllt in einen Reserve-Ulster Matzikels, fuhr Jenny durch die nächtlich stillen Straßen. Herr Pips sah sie zweifelnd an. Noch lag das letzte Abenteuer hinter ihr wie schwarzer Alpdruck. Sie konnte sich geordnet noch keine Rechenschaft über den Sturz der Ereignisse geben: von der Bekanntschaft mit Herleß und Gritt Mahada bis zu dem frechen Überfall Tinio Aspedantes mit der grotesken Szene auf der Polizei. Der Kopf tat ihr weh, eingespannt immer noch in die schnürende Enge der Perücke. Der tadellose, jetzt wohl etwas ramponierte Frackanzug, die steife, jetzt wohl arg zerknitterte Hemdbrust schmerzte sie, der hohe Kragen rieb ihr den Hals wund. Sie war müde, müde, müde.

Ein scheuer, schräger Blick fiel auf Herrn Matzikel, der, Repräsentant des bürgerlich gesitteten Lebens, außerhalb jeder Abenteuer-Sphäre, neben ihr am Steuer saß und mit ruhiger Hand den weich und langsam gleitenden Wagen lenkte, an den Kreuzungen bedächtig Signale gebend, obwohl kein Hindernis vorhanden war. Das kreisrunde Licht der Scheinwerfer fiel auf den Asphalt, machte ihn stählern glänzen. Der gepflegte Vollbart des ehrenvollen Rufes schimmerte matt, und als schwarzer Umriß gegen den Mond wirkte Herrn Matzikels gerades, ehrliches Gesicht wie die Silhouette der Ehrbarkeit. Und gerade dieser Mann war Jenny unsympathisch gewesen! Heiße Reue und Dankbarkeit ließen sie aufschluchzen.

„Nun — nun — —“, beschwichtigte Herr Matzikel und bog geschickt einem späten Heimkehrer aus, der über die breite Straße torkelte und im Liede verkündete, er müsse wieder amal nach Grinzing naus.

Jenny, überwältigt von ihren Erlebnissen, hilflos in ihrem Mitleid mit sich selbst, legte das tränenüberströmte Gesicht auf Matzikels rechten Arm. Wie gut, wie schutzgewiß war es, den harten, muskulösen Männerarm zu fühlen, der den Wagen sicher leitete. „Nun — nun“, begann Matzikel wieder, „beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau, es ist ja nun alles in schönster Ordnung. Ich fahre Sie noch ein wenig spazieren, damit Sie Ihre Haltung wiederfinden, dann bringe ich Sie in ein Hotel, und morgen früh nach Adlersgreif zurück. — Wenn ich bloß wüßte, wie Sie in die Männerkleidung geraten sind!“

Da verlor Jenny die letzte Beherrschung, und das Geständnis stürzte aus ihr wie tosender Gebirgsbach. Sie berichtete alles: daß sie eigentlich nach Berlin habe fahren wollen, durch fremdes Versehen in einen falschen Zug und einen Eisenbahnerstreik geraten sei, daß sie nicht wisse, wie sie jemals heimkehren solle, weil ihr Geld verbraucht sei. Wie als vermeintlicher Helfer Herleß erschienen sei, wie sie schon geglaubt habe, gerettet zu sein, wie sie den unbekannten Tänzer habe spielen sollen und infolgedessen in den Frack geraten sei, wie dann schließlich Tinio Aspedante — — alles, alles erzählte sie schluchzend, stockend, aber lückenlos, und nur eines verschwieg sie: daß sie nämlich nur ein simples Fräulein Jenny Wichler und keine Frau Generalkonsulin Pasada war!

„Hm,“ meinte Herr Matzikel, der ebenso wie Herr Pips die Beichte stumm angehört hatte und dabei nach Schönbrunn und zurückgefahren war. Sie befanden sich jetzt auf der Mariahilfer Straße. „Hm! — da müssen wir ja sofort die Ihnen angestammte Garderobe holen. — Im Grand Hotel sagten Sie, wäre Herr Herleß zu finden?“ Jenny nickte. Herr Matzikel drückte auf den Gashebel, der Wagen zog an.

„Und vor allem muß ich ihm die tausend Schillinge wiedergeben!“ bemerkte Jenny, „denn jetzt spiele ich ja die Rolle nicht!“

„Warum eigentlich nicht?“ fragte Matzikel.

„Eher ins Wasser!“ schrie Jenny und fuhr hoch, obzwar weit und breit kein Wasser zu sehen war. Herr Pips legte ihr beruhigend die Pfote aufs Knie. Die Weiber waren doch immer gleich exaltiert.

„Sie benötigen aber die Mittel zur Heimreise. Ruhe! Ruhe! Ich rede Ihnen nicht zu, es werden andere Möglichkeiten gefunden werden. Ihr Herr Gemahl — — — “

„Von dem kriege ich keinen Pfennig!“, sagte Jenny leise und wandte den Kopf ab, „wir — wir — wir leben getrennt!“

„Aha!“ Herr Matzikel lächelte unmerklich. „Nun, wenn Sie sich entschließen könnten, mir einige Ihrer eleganten Kostüme zu verpfänden, so würde ich selbst herzlich gern —“

„Nein!“ rief Jenny entsetzt, „nein, Herr Matzikel, das geht nicht, das ist unmöglich, das ist ausgeschlossen, an den Kostümen darf ich mich nicht vergreifen — — —“

„Warum denn nicht?“

„Weil sie mir gar nicht gehören!“ platzte Jenny heraus.

„Sie gehören Ihnen gar nicht?“

„Nein — — sie sind noch nicht bezahlt!“

Der Wagen hielt vor dem Grand Hotel. „Und deshalb haben Sie Bedenken — — — allerhand Hochachtung! Kompliment, meine gnädige Frau!“ Der ehrenvolle Ruf sprach mit beinahe zärtlichem Respekt. Dann sprang er aus dem Auto. „Warten Sie hier gütigst — es wird hoffentlich nicht lange dauern!“

Und es dauerte nicht lange. Nach knapp fünf Minuten schon stürzte Herleß im Smoking aus dem Hotel, auf Jenny zu.

„Sie sehen mich untröstlich, Gnädigste, Sie sehen mich fassungslos!“ wehklagte er, Jennys Hand immer wieder küssend. „Dieser Halunke, diese Kanaille, dieser Gorilla! Ihnen soll volle Genugtuung werden — ich ohrfeige den Kerl morgen vor dem Personal und werfe ihn hinaus. Nur eine Bitte richte ich an Sie mit gerungenen Händen: laufen Sie uns nicht davon!“ Und Herr Herleß inszenierte eine Szene der Demut und Rührung, die einen Skythen besiegt hätte.

Aber Jenny blieb fest. Durch nichts war sie zu bewegen, in das Atelier der Gamma-Filmgesellschaft zurückzukehren. Der Chok, den sie dort erlitten, hatte sie zeitlebens filmunbrauchbar gemacht. So blieb Herrn Herleß nichts übrig, als mitten in der Nacht mit Jenny und dem ehrenvollen Ruf in das Gamma-Haus zu fahren, den Wächter zu wecken und die Treppen zu den Garderoben hinaufzusteigen. Rasch bewerkstelligte Jenny dort den Umzug und eilte mit Matzikel davon, als wüte hinter ihr ein Steppenbrand. In der Brusttasche des Fracks knisterten die zehn neuen Hundert-Schilling-Noten.

Matzikel brachte Jenny in ein Hotel, und sie fand es sehr taktvoll von ihm, daß er in einem anderen absteigen wollte. „Also morgen früh punkt 10 Uhr Start nach Adlersgreif!“ sagte er, ihr zum Abschied die Hand küssend. Er hatte eine merkwürdig harte, griffeste Hand, mit der es nicht gut sein mochte, Kirschen zu essen. Herr Pips bellte einen respektvollen Gruß.

Jenny wollte todmüde die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufsteigen, da fiel ihr Blick auf ein an der Wand der Portierloge angeheftetes Extrablatt: „Der Streik beendet. Volle Aufnahme des Verkehrs morgen nacht zwölf Uhr!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tasse Tee der Königin.

Historische Skizze von Olga Ebstein-Görlitz.

Das war ein recht böser Morgengruß, den am 24. März 1807 die schwedischen Generäle ihrem Herrn und König Gustav Adolf IV. entboten; er hieß Gefangenschaft, Entthronung und schließlich Ausschluß der Familie Wasa von der Thronfolge für alle Zeiten. Der König hatte dies alles verdient, weil er sein Land mit allen Ländern in Konflikt gebracht und im Innern alle Stände des Reiches durch sein unkluges Verhalten gegen sich eingenommen hatte.

An seiner Stelle wurde sein Oheim, der sehr beliebte Herzog Karl von Sudermannland, zum König gewählt und gleichzeitig bestimmt, daß der französische Marschall Jean Baptiste Bernadotte sein Nachfolger werden solle, da Herzog Karl kinderlos und im vorgerückten Alter war. So waren die Schweden der Mühe enthoben, sich nach dessen Tod einen neuen König zu wählen.

Diese Entthronung bestimmte Gustav Adolf, dem undankbaren Schweden den Rücken zu kehren und als Graf Gottarp auf die Allianzsuche zu gehen. Er wurde jedoch überall abgewiesen, so ging er schließlich als Oberst Gustavsohn in die Schweiz, wo er Memoiren und Proteste schrieb.

Sobald der abgesetzte König Schweden verlassen hatte, kam der vermutliche Thronerbe nach Stockholm, um das Land seiner künftigen Regentschaft kennen zu lernen. Man feierte ihn in herkömmlicher Weise. Es ging so herrlich und in dulci jubilo zu, daß die damalige Stockholmer Zeitung berichten konnte: „Alle Herzen flogen ihm entgegen“. Die stolzen Ritterstände überboten sich in Unterwürfigkeit.

die königliche Familie war die Freundlichkeit selbst, ausgenommen die Gemahlin des entthronten Königs, Dorothea, welche es vorzog, resigniert in Stockholm zu bleiben, anstatt dem Gatten ins Asyl zu folgen. Dieser war ehrlich genug gewesen, die Pension, die ihm Schweden angeboten hatte, auszuschlagen, so daß er, da er kein Vermögen zusammengerafft hatte, in der lieblosen, teilnahmslosen Fremde darben mußte. — Die Königin weigerte sich hartnäckig, den neuen König zu empfangen. Der König wollte jedoch ihre Zurückgezogenheit nicht länger dulden, und ersuchte sie, den Prinzen Bernadotte zu empfangen. Sie willigte ein, erbat sich jedoch die Vergünstigung, kein glänzendes, geräuschvolles Fest geben zu müssen, das schlecht zu ihrer Seelenverfassung paßte, sondern ihren Gästen zur eigenen Unterhaltung höchstens Karten und Tee bieten zu dürfen.

So einfach und wenig versprechend dieser Abend auch sein mochte, waren doch der ganze Hof und die Honoratioren der Stadt eingeladen.

Königin Dorothea machte in liebenswürdiger Weise die Wirtin, drückte diesem die Hand, lächelte jenem holdselig zu und hatte für alle freundliche, bezaubernde Worte, selbst für Bernadotte, dessen Anwesenheit ihr gewissermaßen erst das Siegel auf dem Ausschließungsdekret der Wasa vorstellte. Sie war an jenem Abend nicht mehr die stolze trauernde Königin, sondern die schlichte, einfache Gastgeberin, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, ihren Gästen einen frohen Abend zu bereiten. Kein Wunder, daß sich deshalb bald die Gesellschaft rückhaltloser Unterhaltung hingab, sich in plaudernde Gruppen auflöste, spielte, lachte, scherzte, intrigierte, politisierte, je nach Laune und Geschmack. Bernadotte wich nicht von der Seite der liebenswürdigen Hausfrau. Sie wußte ihn aber auch durch Anmut, Geist und feine Lebensart zu fesseln. Er war bereit, auf sie zu schwören, als sie dann die Gesandten Rußlands und Englands herauswinkte, um sie zu einem „Robber" einzuladen, zu dessen Partner sie sich bereits den Prinzen Bernadotte ausgebeten hatte.

Die Partie war beendigt.

Es wurde köstlicher Tee serviert, der schon lange heimlich lockend im prachtvollen Samovar brodelte.

Lakaien stellten vor die Königin ein silbernes Präsentierbrett mit zwei Tassen, von denen die eine für den Prinzen, die andere für sie selbst bestimmt war.

Die Königin tat Zucker und Milch hinein und reichte Bernadotte mit bezauberndem Lächeln den Tee.

Er verneigte sich und streckte schon die Hand aus, um die Tasse in Empfang zu nehmen, als er plötzlich spürte, daß jemand ihm fest die Hand auf die Schulter legte. Mit dem Scharfsinn, der ihm eigen war und ihn zum Marschall gemacht hatte, begriff er, daß dieser freundschaftliche Druck für ihn von wichtiger Bedeutung sei, ein mystischer Warner vor ungeahnter Gefahr. Diese Gefahr konnte nur von der anscheinend so liebenswürdigen Hausfrau, der Königin Dorothea ausgehen. Er blieb kalt, ruhig, überlegen, ohne den Kopf umzuwenden, ohne das Lächeln aus seinem Gesicht zu bannen, er erhob sich anmutig und rief mit der ganzen Ritterlichkeit des Franzosen: „Oh, ich kann natürlich nicht dulden, daß Euer Majestät die Mühe, mich zu bedienen, übernehmen!" Damit drehte er das Brett geschickt herum, indem er es der Königin zuschob, so daß die Tasse, welche sie für ihn zu bereiten sich herabgelassen hatte, vor der Kredenzenden stand und setzte sich nieder.

Die Gesichtszüge der Königin verzerrten sich, aber sie glätteten sich bald wieder, um einer marmornen Ruhe und Strenge Platz zu machen. Es war erstaunlich, welche Gewalt diese Königin über sich hatte. — Kaum daß einer, ausgenommen vielleicht Bernadotte, die leichte Bestürzung wahrnahm, hatte Dorothea ihr prächtig scharf geschnittenes, geistreiches Gesicht wieder in so wohlgefällige Falten gelegt, den Mund, der so krampfhaft gezuckt, wieder zu schönen glatten Phrasen gezwungen, sah sie lächelnd in der plaudernden Gesellschaft umher, nickte wohlwollend dem genannten Prinzen zu und trank den Inhalt ihrer Tasse schnell bis auf den letzten Tropfen aus. — Am anderen Morgen brachte die „Stockholmer Zeitung" eine schwarzgeränderte Notiz: „Königin Dorothea — ist plötzlich in dieser Nacht gestorben." Man schrieb ihren frühen Tod einem Schlaganfall zu.

Stockholm konnte es kaum begreifen, daß der Tod sein Opfer mitten aus dem Fest heraus an sich gerissen hatte.

Bernadotte wußte es besser. Er sagte zu seinem Adjutanten: „Es war lange gefährlich, mit großen Herren Kirschen zu essen, von jetzt ab wird man sich auch hüten müssen, Tee mit ihnen zu trinken."

Aegypten-Fahrt.

Von Pfarrer Friedrich Just.

Ankunft in Kairo.

III.

Kairo . . . ein Hoteldiener stürzt auf mich zu mit einem Telegramm in der Hand. Für mich sei ein Zimmer in seinem Hotel bestellt. Ich habe kein Telegramm aufgegeben und kein Zimmer bestellt. Er zeigt aber entrüstet auf das Telegramm. „Ist mir ganz gleich, wer das Telegramm geschickt hat, ich jedenfalls nicht." Weiter . . . Ein unverschämter Junge zerrt an meinem Koffer, ich fahre ihn laut an. Er läßt sich nicht abweisen. Da springt mit einem Male ein Polizist um die Ecke und, schwupp, hat der Junge eins mit dem Rohrstöckchen abbekommen. Der Amtsrichter hat seinen Koffer einem braunen Burschen gegeben. Da kommt aber ein weißbärtiger Kerl hinzu, fängt mit dem Jungen an zu streiten, zieht seinen Riemen ab, schlägt den Jungen und nimmt dann selbst den Koffer, und alles Abwehren des Amtsrichters hilft nichts. Da ich nicht viel Geld habe, kann ich in kein europäisches Hotel gehen, weil dort ungeheure Preise gefordert werden. Bei Shepheard z. B. 50 M. täglich fürs Zimmer — sondern muß ein griechisches Gasthaus aufsuchen.

Zum Abendessen muß ich noch durch einige Straßen gehen. Was ist das für ein buntbewegtes Leben und Treiben. Am Tage wird im Monat Rammadar streng gefastet, aber nach Sonnenuntergang beginnt ein Schmausen bis tief in die Nacht hinein. Die Lokale sind offen und man sieht die Schmausenden an den Tischen sitzen. An manchen Häusern stehen Gruppen gedrängt und stieren durch einen Spalt, da drinnen wird gesungen und musiziert. Auf den Straßen aber flutet es hin und her. Weiße, blaue, violette, schwarze, grüne Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichen, barfuß oder mit gelben oder braunen Schuhen oder in Sandalen, Gesichter vom tiefsten Negerschwarz über das braune und hellere ägyptisch bis zum gebräunten abendländischen Weiß. Auf dem Kopf den roten Tarbusch, zum Teil mit weißem Turban umwunden, auch bloß weiße oder schwarzgestreifte Filzklappen. Wie sie in den langen Gewändern schreiten, schier feierlich und so leise. Man sieht aber nur Männer, auch viele modern gekleidet. Die wenigen weiblichen Wesen, die man erblickt, sind Europäerinnen, und anscheinend keine würdigen Vertreterinnen ihres Geschlechts. Als ich mich ins Bett gelegt und den weißen Gazeschleier als Schutz gegen die Moskitos, die gefährlichen Malariaverbreiter, über mich ausgespannt habe, kann ich nicht einschlafen. Afrika hat mich zu fremdartig berührt, der Eindruck ist zu stark und beunruhigend. So liege ich wach. Mit einem Male höre ich langgezogene helle Töne durch die Nacht. Es ist der Gebetrufer (Mu'eddin). Die Mohammedaner haben keine Glocken, sondern ein Gebetrufer, meist ein Blinder, ruft von der Höhe des Minaretts, eines schlanken freistehenden Turmes, nach allen Himmelsrichtungen zum Gebet. Fünfmal täglich, bald nach Sonnenuntergang, zur Nachtzeit, bei Tagesanbruch, zu Mittag und am Nachmittage nach Süden, d. h. nach Mekka. Der Gebetruf nach den verschiedenen Himmelsrichtungen lautet in der Übersetzung: „Gott ist der Höchste — Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott, Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist — Kommt zum Gebet! — Heran zum Gelingen! — Gott ist der Höchste: es ist kein Gott außer Gott." Frühmorgens wird meistens noch hinzugefügt: „Beten ist besser als Schlafen."

Bald darauf kräht ein Hahn, noch einer, des Krähens ist kein Ende. Seltsam, Mitternacht ist kaum vorüber und schon krähen die Hähne. Nach dem Hahnenruf zu urteilen, müssen die Hühner oben auf den Dächern hausen. Am Dienstag, den 13. April, will ich zunächst die deutsche protestantische Kirche aufsuchen. Es ist windig, staubig und schon am Morgen sehr heiß. Als ich aber zum Stadtviertel Bulak komme, muß ich feststellen, daß die Amerikaner die deutschen Gebäude in Besitz haben.

Nun zum ägyptischen Museum. Hier wartet meiner noch eine größere Enttäuschung: „Wegen des Beiramfestes auf drei Tage geschlossen". So steht angeschlagen. So muß ich den Tut-ench-Amon, von dem die ganze Welt voll ist, unbesucht lassen. Wir gehen nun gegen Mittag ein wenig durch die Straßen zum eingegitterten Ezbekije-Garten und zum Midan (Platz) Abdin, an dem eine Kaserne und der Königspalast liegen. Die Schloßwache wird gerade abgelöst. Lauter hochgewachsene Soldaten, und eine forsche Disziplin, als ob's braungebrannte Preußen wären.

Der Herr im Hause.

Ein indischer Fastnachtsscherz von Richard Zoozmann.

Eine Frau beherrschen wollen, ist Torheit. Aber sie zu regieren verstehen, das ist die Kunst in der Ehe!

Hari, ein junger Inder, war seit einem Vierteljahre glücklicher Besitzer einer reizenden entzückenden Frau; aber er mußte doch erkennen, daß er stark unter dem niedlichen Seidenpantöffelchen seiner allerliebsten Tschanda stand — und das behagte ihm wenig. Deshalb ging er eines schönen Tages zu seinem in der Nähe wohnenden Vater, der als Weiser bekannt war (alle alten Inder sind Weise) und beklagte sich über Tschanda. Der Vater sagte: „Lieber Hari, du willst jetzt eine längere Reise unternehmen, nicht wahr?" —

„Woher weißt du?" unterbrach ihn verwundert der Sohn.

„Ich weiß es, und das genüge dir!" (Indische Väter wissen immer alles, sonst wären sie nicht weise.) Der alte Weißalles fuhr also fort: „Nimm dir hundert Hühner auf die Reise mit und spanne zwei Rosse vor deinen Wagen anstatt des einen, das dir sonst genügen würde. Wo du auf deinen Fahrten nur eine Frau antriffst, die das Regiment im Hause führt, so gib ihr ein Huhn. Triffst du aber einen Mann, der Herr im Hause ist, so gib ihm eines deiner beiden Pferde."

Hari, der folgsame Sohn und Ehemann, zog nun dahin durch Dörfer und Flecken und hatte seinen Hühnervorrat glücklich bis auf ein einziges vergeben. Als er sich nun gar betrübt auf den Heimweg machte, nötigte ihn ein plötzlich einfallendes Gewitter, kurz vor seinem Ziele in der Hütte eines jungen Ehepaares längere Zeit zu verweisen. Aus dem Tun und Gebaren seiner freundlichen Wirtsleute schien ihm eitel Eintracht und Frieden zu sprechen, und nicht nur dies, sondern die Frau sah ihrem Mann alles von den Augen ab und fügte sich jedem seiner Wünsche mit größter Bereitwilligkeit.

„Du bist hier wohl der Herr im Hause?" fragte der junge Reisende.

„Freilich wohl! Wer anders sollte es sein?" war die etwas erstaunte Antwort des Mannes, dem die junge Frau ebenso eifrig beipflichtete, indem sie lächelnd hinzusetzte: „In jedem Hause, wo es recht und ordnungsliebend zugeht, ist doch der Mann der Herr!" Und die junge Frau lächelte wieder. Wenn Hari nun schon so weise gewesen wäre, wie sein weiser Vater, so hätte er gewußt, daß, wenn Frauen lächeln, der Mann in der Regel nichts zu lachen hat. Aber er wußte dies nicht, hielt die Sache für ausgemacht und sagte zu dem Manne: „Du kannst dir eins von meinen Pferden wählen: ich mache es dir zum Geschenk."

„Dann bin ich so frei und nehme den Braunen", sagte der Mann. Aber da zog die junge Frau ihren Gatten beiseite und flüsterte eine Weile mit ihm, worauf er sagte: „Ich denke, ich wähle doch lieber den Rappen!"

„Nichts da!", unterbrach ihn der junge Inder, dem plötzlich die Augen aufgingen. „Das Pferd behalte ich, aber deine Frau bekommt mein letztes Huhn, und Brahma segne euch!"

Teddy.

Heitere Skizze aus Guatemala von Hedda Lindner.

An die kleinen, putzigen Bären der Spielzeugläden mußte ich denken, als mir eines Tages einer unserer Indianer den winzigen Waschbären ins Haus brachte. Er saß kläglich maunzend und verlassen unter einem Mangobaum am Rande des Kaffeefeldes, als der Mann ihn fand und, einer gutmütigen Laune folgend, mitnahm.

Bald fühlte sich Teddy heimisch bei uns. Nicht nur seine Milchflasche kannte er sehr genau, sondern er verheimlichte auch ganz gerissen seine Fähigkeit, allein zu trinken, und erst nachdem wir uns eine Weile über das rätselhafte Abnehmen der Milch gewundert hatten, wurde ein weißer Sahnebart dem kleinen Genießer zum Verräter. Trotzdem war er tief beleidigt, daß man nun die Speisekammer vor ihm verschloß. Waschbären haben, daher der Name, die Gewohnheit, alles was sie interessiert, sei es zum Fressen oder auch nur zum Spielen, zwischen den Vorderpfoten zu zerreiben, zu waschen. Und da wirkte Teddy immer besonders komisch, wenn er ein Stück Zucker bekam, es eintauchte, energisch wusch und dann maßlos verblüfft seine leeren Pfoten betrachtete. Weniger begeistert waren wir allerdings, wenn er die Tinte zum Waschen erwischte, und wir die Spuren seiner Tätigkeit durch das ganze Haus verfolgen konnten. Und als er einmal ein paar Körbe mit Federn, die zum Schleißen bereit standen, so energisch bearbeitete, daß das ganze Zimmer einer Schneelandschaft glich, konnte selbst die Illusion des deutschen Winters keine reine Freude in uns hervorzaubern.

Teddy war zu allen Menschen freundlich und zutraulich, spielte reizend mit den Kindern, nur gegen unsere brave Köchin hegte er eine ausgesprochene Abneigung. Ob infolge der verschlossenen Speisekammer oder der unbestreitbaren Tatsache, daß eine aus der Form geratene ältere Indianerin selbst auf ein Waschbärengemüt keinen nennenswerten Reiz mehr ausübt, jedenfalls ärgerte er die braune Teodula, wo er nur konnte. Mit Vorliebe versteckte er sich vor ihr, schoß dann, wenn sie vorbeiging, wie der Blitz hervor und kniff sie mit seinen spitzen Zähnen in den Körperteil, der die größte Angriffsfläche bot. Bis sie aufkreischend herumgewuchtet war, saß er mit dem harmlosesten Gesicht der Welt längst wo anders. Aber einmal erwischte sie ihn doch mit dem Besenstiel, und da schwur er ihr fürchterliche Rache. Nur zu bald fand er Gelegenheit dazu.

Der Geburtstag des Hausherrn nahte, zahlreiche Gäste wurden erwartet, für deren Bewirtung umfangreiche Vorbereitungen getroffen waren, besonders ein Korb mit ungefähr 200 frischen Eiern bildete Teodulas größten Stolz. Aber Teddy!! — Ein herzzerreißender Schrei, wir stürzten in die Speisekammer, da saß Freund Waschbär im Eierkorb mit dick abstehendem Bäuchlein, ein Schock mindestens hatte er vertilgt und rieb und wusch nun die übrigen mit ungeheurer Emsigkeit. Teodulas Tränen hätten beinah zum Aufwischen der gelben Eiertunke genügt, doch der Besenhieb war wettgemacht.

Vieles ließe sich von Teddy noch erzählen, von seiner Zutraulichkeit und seinem drolligen, stets zu dummen Streichen aufgelegtem Wesen. Zwei Jahre lebte er mit uns, und dann war er eines Tages verschwunden, fortgelaufen in den Wald, der seine Heimat war. Einmal noch kreuzte auf einem Ritt ein Bär meinen Weg, in dem ich Teddy zu erkennen glaubte. Ich rief ihn an, und er schien zu stutzen, aber dann lief er weiter, und wir hörten nie wieder von ihm. Die Wildnis hatte ihr Kind zurückgenommen.

Bunte Chronik

* **Die Ausgabe neuer Briefmarken im Jahre 1926.** Im Jahre 1926 haben die verschiedenen Länder der Welt 1444 neue Briefmarken ausgegeben. Im Jahre 1921 erschienen 1852 neue Briefmarken, im Jahre 1922 waren es 2304, im Jahre 1923 waren es 1953, dann 1924: 1730; 1925 waren es 1830, mithin in sechs Jahren nicht weniger wie 11 113. Von den 1444 neuen Briefmarken des Jahres 1926 entfallen auf europäische Länder 575, auf Asien 163, auf Afrika 455, auf Amerika 192 und auf Australien 59.

*

* **Teure Freundschaft.** Bekanntlich wurde am 9. Januar eine drahtlose Telephonlinie zwischen London und Neuyork eröffnet; am selben Tage wurden 16 Gespräche zwischen den beiden Städten gewechselt. Die Verbindung war gut, mit Unterbrechungen von einigen Sekunden. Eine amerikanische Dame rief eine Freundin in London an, und es entwickelte sich ein Gespräch, das 28 Minuten dauerte und nur abgebrochen werden mußte, weil ein anderer die „Linie" zu benutzen wünschte. Die Unterhaltung zwischen den beiden Freundinnen kostete 700 Dollar, gleich 2940 Mark.

*

* **Selbstmord in der Luft.** Ein Pariser Ingenieur hat einen merkwürdigen Weg gewählt, um aus der Welt zu gehen. Er bestieg als einziger Passagier ein Flugzeug der Linie Toulouse—Casablanca. Eine halbe Stunde nach dem Aufstieg fühlte der Lenker des Flugzeuges eine heftige Erschütterung, sah sich um und entdeckte die Reisedecke des Passagiers im Tauwerk hängend. Man fand später den Selbstmörder auf einem Felde in schrecklich verstümmeltem Zustande.

Lustige Rundschau

* **Au!** „Sehen Sie mal! Da kommt der Müller an, der hat doch richtige Romanbeine?" — „Romanbeine? Wieso?" — „Na, erst sind se zusammen, dann gehen se auseinander, und zum Schluß treffen sie sich wieder."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.